

ist das erklärte Ziel der vorliegenden Ausgabe. Jeder der Vorträge hebt einen bestimmten Aspekt der komplexen Persönlichkeit des Geehrten hervor. Éva Pócs war seine erste Frau und die Mutter ihrer beiden Kinder. Sie studierten gemeinsam an der Universität von Budapest, und sie begleitete ihn nach Szolnok, wo er am János-Damjanich-Museum zu arbeiten anfang (1960–1966). Er wechselte danach nach Budapest an das Ethnografische Museum (1966–1970) und konzentrierte sich auf ethnografische Fragen: Er machte vergleichende Studien zur Strohflechterei (Körbe, Teppiche) unter Einbezug finn-ugrischer symbolischer Objekte, er kartografierte systematisch Friedhöfe für den archäologischen Atlas Ungarns (seine Systematik gilt bis heute als Grundlage der Archäologie) und speziell für das Komitat Szolnok, und er interessierte sich für die Ethnologie der Gegenstände im Allgemeinen; so untersuchte er im Besonderen traditionelle Transportmittel im bäuerlichen Alltag.

Drei der gehaltenen Vorträge widmen sich seinen ethnografischen und archäologischen Arbeiten. Hingegen sollte dieser Forscher noch ein Potenzial in ganz anderer Richtung entwickeln. Im Dezember 1970 meldete sich bei ihm der Soziologe István Kemény und gewann ihn für die Sache der Zigeuner. Csalog verliess sofort das Ethnografische Museum, wo er keine feste Stelle innehatte, und engagierte sich fortan für gesellschaftliche und politische Fragen. Finanziell sollte er bis zu seinem Tod Schwierigkeiten haben. Seine erste Ehe zerbrach: Er sollte in der Folge noch drei Mal heiraten. Er schrieb Essays, Interviews, Zeitungsartikel, Novellen und einen Roman. Ausserdem adaptierte er eigene und fremde Geschichten für die Bühne und gründete das Roma Press Informationszentrum Radio C, um die Anliegen der Zigeuner journalistisch professionell zu unterstützen. Mit nur 62 Jahren starb er nach längerer schwerer Krankheit.

Es ist der Beiträger Péter Szuhay, der sich mit diesem wichtigen Aspekt in Csalog's Lebenswerk befasst. Zu den Zigeunern und ihren Lebensbedingungen gesellte sich auch sein Engagement für Obdachlose und Migranten. Sein letztes Werk (eine Erzählung, adaptiert für die Bühne als Monodrama) heisst *Bitteres Glück* (*Keserű boldogság*) und basiert auf dem Interview mit einer mutigen, obdachlosen Frau in New York, die er in den Achtzigerjahren traf, als er öfters in den Staaten weilte. Mit der Wende 1989 («rendszer váltás») kam Csalog zurück nach Ungarn. 1991 erhielt er den Déry-Tibor-Preis, 1992 den József-Attila-Preis.

Zu den weiteren Themen des Jahrbuches sei auf eine Arbeit über finn-ugrische Motive und Symbole hingewiesen, auf zwei Arbeiten über Textilien aus Haromszék (Rumänien) und über Heiligenbilder eines Ikonostas aus Măramaros (ebenfalls Rumänien), die im Besitz des Ethnografischen Museums sind, sowie auf zwei Artikel, die Katalin Petrich, Zeichenlehrerin und Malerin, porträtieren. Die Bedeutung der Volkskunst in der Kunsterziehung in der Zwischenkriegszeit kam schon in früheren Jahrbüchern zur Sprache. Zusammenfassend kann man sagen: Es sind traditionelle Themen, die zum Profil dieser Institution gehören und die für das Verständnis der Ungarn für ihre eigene Kultur identitätsstiftend sind.

PAULA KÜNG-HEFTI

### **Schmidt-Lauber, Brigitta: *Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen*.**

Wien: Böhlau, 2018, 215 S.

Der Sammelband *Andere Urbanitäten*, der auf eine Tagung des Wiener Institutes für europäische Ethnologie im Oktober 2015 zurückgeht, hat zum Ziel, die *Pluralität des Städtischen* aus empirisch-kulturwissenschaftlicher Sicht aufzuzeigen. Damit wird

ein Gegenpol zum in der Tagung und in der Einleitung des Bandes konstatierten «Metrozentrismus» der Stadtforschung gesetzt, also zur hauptsächlichen Beschäftigung mit «Großstädten, mit großen bis sehr großen Städten» (Schmidt-Lauber, S. 9). «Mittelstädte», wie sie die Herausgeberin Brigitta Schmidt-Lauber in ihren Forschungen zum Thema macht, und Kleinstädte jenseits von Metropolen hingegen seien in der Forschung zur Urbanität bislang kaum beachtet worden. Dieser Diagnose lässt sich nicht nur für den deutschsprachigen Raum zustimmen, wie Schmidt-Lauber in ihrer Einleitung mit Bezug auf Jennifer Robinsons Konzept der «ordinary cities» ausführt. Sie ist anschlussfähig an frühere und aktuelle Forderungen, auch den regionalen Kontext urbaner Metropolen (Richard E. Blanton oder Heinz Schilling), Urbanität als Wahrnehmungsdispositiv jenseits der Stadt (Thomas Hengartner) und Peripherien des Urbanen (Johanna Rolshoven) zum Forschungsgegenstand zu machen. Gegenwärtig jedoch liegen Arbeiten zur «Urbanität als spezifische Form des städtischen Lebens» (S. 9) aus unserem Fach ganz überwiegend für Städte wie Berlin, Wien, Dresden, Hamburg, München oder Zürich vor – Städte im Übrigen, die auch Standorte empirisch-kulturwissenschaftlicher Institute sind. Ausnahmen hierzu gibt es ebenso wie personelle, forschungspragmatische und theoretische Gründe für eine Überbetonung von Grossstädten in der Stadtforschung.

Ein Erklärungsansatz für den konstatierten Mangel an Dichte an Arbeiten jenseits des Metrozentrismus wird im Band mit der Einleitung von Brigitta Schmidt-Lauber, einem Kommentar von Moritz Ege und einer Replik der Herausgeberin diskutiert. Schmidt-Lauber argumentiert, dass ein normativer Urbanitätsbegriff dazu führt, dass kleine und mittlere Städte aus dem Fokus der Stadtforschung geraten. Die Normativität des Begriffes ergibt sich

der Einleitung folgend vor allem daraus, dass positive Zuschreibungen sich auf Metropolen, nicht aber auf *andere Urbanitäten* beziehen, dabei Vorstellungen von Modernität einschliessen, ökonomisch in Wert gesetzt und im Sinne eines urbanen *imaginaire* besonders attraktiv sind und als Leitbild für Stadtplanung eingesetzt werden können. Hingegen müsse es darum gehen, «verschiedene Logiken städtischen Lebens» (S. 10) aufzuzeigen und Urbanität als «Erfahrungskategorie» (S. 11) nicht nur auf Grossstädte zu beziehen, um die «Praktiken der Produktion und Spezifizierung von Städtischem in verschiedenen sozialen Feldern» sowie die «Lokalisierung einer Stadt in Relation zu anderen Räumen» (S. 16) vornehmen zu können. Dieser Forderung möchte man auch deshalb zustimmen, weil (Urbanität) aus fachlicher Perspektive schlecht als essenzielles Merkmal einer Stadt, sondern eher als Konstruktionsleistung oder Wahrnehmungsdispositiv verstanden werden kann. Ob die Raumfixierung auf als urban konnotierte Städte, etwa in der Forschungsförderung, solchen alltäglichen Konstruktionen folgt, einer theoretischen Engführung geschuldet ist oder die konstatierte Attraktivität der (wirklich urbanen) Städte als pragmatische Raumgebundenheit Grund für den Bias der Stadtforschung ist, müsste wissenschaftsgeschichtlich oder -politisch geklärt werden. Dazu müsste zudem beantwortet werden, gegen wen oder was sich die Kritik an einem normativen Urbanitätsbegriff genau wendet: Gegen eine theoretische Setzung, gegen forschungspragmatische Entscheidungen einzelner Akteure oder gegen eine Forschungslandschaft, die den positiven Bezug auf das Urbane reproduziert, der doch in vielen Alltagskontexten ebenso negativ gewendet werden kann und auch wird? Die Einleitung legt eine Mischung aus diesen unterschiedlichen Faktoren nahe. Der Kommentar von Moritz Ege setzt überwiegend an der Dimension der theo-

retischen Engführung ein und bietet einen breiten Überblick über normative Dimensionen von Urbanität. Vor dem Hintergrund der DFG-Forschungsgruppe «Urbane Ethiken» differenziert er zwischen «ethischen Fragen in der Stadt», «Ethiken unter urbanen Bedingungen» (S. 180 f.) und einer «Ethik des Städtischen» (S. 184), also der Vorstellung einer «gute[n] und richtige[n] städtische[n] Lebensführung» als «urbane Lebensweise», die etwa in emanzipatorischen Urbanitätskonzepten der 1970er- und 1980er-Jahren eine Rolle spielen (S. 188). Der Kritik am normativen Gehalt des Urbanitätsbegriffes setzt er entgegen, dass anders als in der *queer* oder *postcolonial theory* mit Normativität keine Gewaltausübung (im Sinne zwanghafter Anpassung an Normen) verbunden sei (S. 172 f.). Mit diesem Verweis auf die andere Qualität der Normativität von Urbanität wird zwar Forschungen jenseits des Metrozentrismus die «politische Dringlichkeit» abgesprochen (ebd.), nach Lesart des Rezensenten nicht aber die Legitimität solcher Studien per se. Hier wäre etwa eine Antwort des Kommentators auf die Replik der Herausgeberin, die eine «Absprache der Legitimität eines Forschungsanliegens» vermutet (S. 194), hilfreich gewesen, um den Verlauf der Diskussionen der zugrunde liegenden Tagung besser einordnen zu können.

Mit dem Konzept der «Mittelstadt» beschäftigen sich neben der Einleitung, in der das entsprechende Forschungsprojekt von Brigitta Schmidt-Lauber in seiner Anlage und seinen Grundzügen skizziert und wesentliche Charakteristika von Mittelstädten vorgestellt werden, zwei weitere Beiträge der ProjektmitarbeiterInnen Anna Eckert und Georg Wolfmayr. Eckert macht die narrative Rechtfertigung der Wohnortwahl unterschiedlicher BewohnerInnen von Hildesheim zum Thema und zeigt auf der Basis von Interviews auf, wie die Mittelstadt als «Ermöglichungsort», «Arbeitsort», «Herkunftsort», «Aufstiegs-

ort» oder «Transitort» gedeutet wird. Mit Bezug auf Bourdieu wird der Wohnsitz dabei zusammen mit der sozialen Stellung diskutiert. Die «Suche der Menschen nach einer bestimmten Passung mit einem Ort» (S. 122) drückt sich nach Eckert durch verschiedene «Arrangements zwischen sich und dem Wohnort» (S. 132) aus, wobei – im Sinne der Mittelstadtforschung – die Grösse oder Kleinheit der Stadt einen wichtigen Deutungsrahmen für das Verhältnis zwischen «Ortswahl und Selbstbild» (S. 122) darstellt. Offen bleibt im Rahmen des Beitrags leider, welche anderen Faktoren oder Deutungsrahmen für das Verhältnis zwischen Ort und Status in der von Eckert durchgeführten Forschung genutzt werden, wie also mittelstädtisches Leben als Lebensweise über die Ortsgebundenheit hinaus konfiguriert ist – dies ist vermutlich dem thematischen Zuschnitt des Bandes zuzurechnen. Der Beitrag von Wolfmayr untersucht die Entwicklung der Mittelstadt Wels in Oberösterreich und zeigt, wie in der Entwicklung der Stadt unterschiedliche Planungsdimensionen wirkmächtig werden und welche sozialen Implikationen mit «zu gross» oder «zu klein» visionierten Entwicklungsprojekten einhergehen. Überzeugend wird das Konzept der «scale» als «ineinander verschachtelte Hierarchie räumlicher Ebenen sozialen Handelns» (S. 90) eingesetzt, um «verschiedene Positionen» von Städten «in unterschiedlichen Feldern» wie Verwaltung oder Bildung (S. 91) wie auch die unterschiedlichen Massstäbe der Stadt im zeitlichen Verlauf fassen zu können. Ertragreich wäre hier eine Erweiterung des theoretischen Bezugs hin zur anthropologischen Beschäftigung mit *scale* als soziale und kommunikative Praxis gewesen, wie sie etwa Carr und Lempert<sup>88</sup> ausgearbeitet haben. Auch in Wolfmayrs Beitrag wird mit

88 Carr, E. Summerson; Lempert, Michael (Hg.): *Scale. Discourse and Dimensions of Social Life*. Berkeley 2016.

Bourdieu die Ansicht vertreten, dass sich «Menschen über Städte und Stadträume definieren und ihre soziale Position durch Wohn-, Arbeits- und Urlaubsorte zum Ausdruck bringen» (S. 91). Dies ist sicherlich eine eingängige Vorstellung, die in den Fallbeispielen des Beitrags von Eckert auch plastisch wird. Etwas vernachlässigt wird dabei jedoch, wie diese Setzung empirisch hinterlegt ist und wie AkteurInnen sich *in realiter* über örtliche Zuschreibungen und andere Faktoren tatsächlich «definieren» oder ihre Position aktiv «zum Ausdruck bringen». Dies suggeriert eine Wahlfreiheit, sich auch den «passenden» Ort aussuchen zu können, blendet Zwänge und Kämpfe um räumlichen Zugang aus und fällt letztlich auch hinter die – sowohl von Eckert als auch von Wolfmayr – überzeugend geschilderten Dynamiken der Aushandlung von örtlicher Zugehörigkeit aus, bei denen Rationalisierungen, Emotionalisierungen, Zwänge und Zufälle zusammenkommen.

Der Beitrag von Thomas Hengartner über Davos als «temporäre Stadt» macht die Vielschichtigkeit von Städten deutlich. Zeitlich begrenzte Zuschreibungen an eine Stadt – Davos als «Stadt in den Alpen», «Kur- und Gesundheitsstadt», «Hotel- und Kongressstadt», «Sportstadt», «Wissenschaftsstadt und -ort» und «temporäre Global City» (S. 78 f.) – stellen demnach nicht nur Zwischennutzungen dar, sondern wirken sich dauerhaft auf den Charakter einer Stadt aus. Damit werden auch Konzepte *eines* Habitus und *einer* Eigenlogik von Städten als «Phänomen von Dauer» (S. 77) auf die Probe gestellt. Bezüglich der Temporalität von Urbanität weist Hengartner darauf hin, dass nicht nur Wachstum und Entwicklung von Städten (S. 81), sondern ebenso Phasen der Verdichtung oder Entspannung berücksichtigt werden müssen.

Weitere Beiträge des Bandes widmen sich am Beispiel Tokios der Pluralität des Städtischen in einer Stadt (Evelyn Schulz), urbanen Konflikten in Städten in Afrika und

dem Fortwirken kolonialer Strukturen (Kirsten Rütter) sowie Inszenierungen des Familienlebens und der Notwendigkeit der Erweiterung der Stadtforschung auf Randbezirke von Grossstädten (Alexa Färber). In zwei Beiträgen aus stadtplanerischer Perspektive werden die interventionistische Methode des «Direkten Urbanismus» zur Generierung von Ideen über städtische Zukünfte vorgestellt (Barbara Holub und Paul Rajakovics) und ein Argument für eine holistische Stadtentwicklung gemacht, die sich auch wirtschaftlich positioniert (Ton Matton).

Mit *Andere Urbanitäten* liegt ein lesenswerter Sammelband vor, der zum einen die Stadtforschung um Perspektiven jenseits der «üblichen» Städte erweitert, dabei zum anderen aber auch zahlreiche theoretische und thematische Impulse setzt.

STEFAN GROTH

### **Simek, Rudolf: Trolle. Ihre Geschichte von der nordischen Mythologie bis zum Internet.**

Köln: Böhlau, 2018, 254 S., Ill.

«Troll dich, du drollige Trulla!» Den Trollen entkommt niemand. Überall lauern sie uns auf. Sie entstammen der grauen Vorzeit, doch auch in unserer durchtechnisierten Welt sind sie allgegenwärtig. In Sprache – wie auch in Realität? Rudolf Simek zeigt in seinem spannenden Buch über Trolle auf, wie sich diese Figuren der nordischen Mythologie im Laufe der Zeit transformiert und schliesslich sogar Eingang ins Internetzeitalter gefunden haben. Mit seiner Bonner Professur für «Ältere Nordistik mit Einschluss des Nordischen» ist Simek der ideale Fachmann dafür, das unheimliche Wesen der Trolle zu erforschen.

Die Gestaltung des Buches ist sehr verführerisch – oder sollte man eher sagen: abschreckend? Der Einband ist nämlich haptisch ansprechend gestaltet: Ein lederartiges Papier weckt die Assoziation von